



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Literarische Rundschau : neue Bücher und neue  
Ausgaben - Adolf Stern †

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Literarische Rundschau

Neue Bücher und neue Ausgaben — Adolf Stern †



Es erscheint uns heute wie eine ferne Zeit und ist doch nur wenig Jahrzehnte her, daß sich um das Kernerhaus in Weinsberg ein Kreis schwäbischer Dichter gruppierte. Da war der praktische Arzt Justinus Kerner als Hausherr, da war sein Vetter, der Professor Ludwig Uhland, der Oberkonsistorialrat Gustav Schwab, der Oberamtsrichter Karl Mayer, der Pfarrer Eduard Mörike, der Gymnasialprofessor Gustav Pfizler und der Oberst Alexander Graf von Württemberg — lauter Männer, die den Beruf zum Dichten hatten und doch keine Schriftsteller von Beruf waren. Wo fände man heute ähnliches? Und gerade weil sich nach dieser Richtung hin die Welt so verändert hat, erscheint diese fruchtbare Zeit großen literarischen Lebens im engern Kreise des württembergischen Landes uns schon so entlegen. Gewiß hat sich in diesem Königreich die Tradition bewahrt, und Friedrich Theodor Vischer so gut wie Johann Georg Fischer, Karl und Richard Weitbrecht, Eduard Paulus, der eben verstorbene, und mancher andre blieben ihrem Amte treu, auch als Poeten. Sonst aber wirft heute jeder, der mit einem Roman, einem Theaterstück oder einem Bande Lyrik Erfolg hatte, seinen erlernten Beruf beiseite und läßt sich als Schriftsteller nieder. Es braucht kaum ausgeführt zu werden, welche Nachteile das für unser ganzes Leben hat, und wie sehr dieser immer wiederholte Vorgang an der ungeheuern literarischen Überproduktion unsrer Tage nicht nur, sondern insbesondere an dem mangelnden Ausreifen vieler schöner Talente und ihrer innern Entfremdung vom großen und kleinen Leben der Nation die Schuld trägt. Es erregt in der Presse förmliches Erstaunen, wenn einmal von einem Dichter die Rede ist, der echte Werke geschaffen hat und doch bis in ein hohes Alter oder gar bis an den Tod einem bürgerlichen Beruf, einem praktischen Gewerbe nachgegangen ist. So konnte man auch, als Max Gyth vor kurzem hochbetagt starb, immer wieder als etwas besonderes aufgeführt finden, daß er ein Ingenieur, und zwar ein hervorragender, und zugleich ein Dichter gewesen sei. Was zur Zeit jener Schwaben, zu der des Ministers Goethe, des Generalsuperintendenten Herder, des Professors Schlegel, des Landgerichtsrats Zimmermann natürlich war, erscheint der Gegenwart als eine merkwürdige, des Bestaunens werthe Erscheinung.

Gerade bei Max Eyth, dem Begründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, haben sich Beruf und Dichtung aufs innigste so miteinander verwebt, daß das eine das andre erhöhte und verklärte. Wie dem Ingenieur, der den Dampfpflug siegreich über die halbe Erde führte und dann die deutschen Landwirte zu einer großen Organisation und zu vorbildlichen Ausstellungen vereinigte, die Phantasie eine immer neu anregende Gefährtin war, so half der Ingenieur dem Dichter auf seinen Bahnen weiter. Und noch das letzte Werk, das uns Eyth hinterlassen hat, und das erst nach seinem Tode im Druck erschien, zeigt den kühnen Praktiker und den liebevollen Dichter in einer Person. Es sei gleich bemerkt, daß von den Literaturhistorikern des neunzehnten Jahrhunderts niemand des Dichters Eyth gedacht hat als Adolf Stern, der dem Altersgenossen nun zu unserm tiefen Schmerz viel zu früh ins Jenseits gefolgt ist. Eyths letztes Werk heißt „Der Schneider von Ulm“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) und gibt die Geschichte eines schwäbischen Lehrersohns, dessen Vater sich sein Lebtag um die Erfindung des Perpetuum mobile bemüht hat. Der Sohn lebt von Kleinauf unter dem einen Wunsche, den die angeborne technische Begabung zusammen mit der in ihm wohnenden Phantasie ihm eingibt, die Menschen das Fliegen zu lehren. Er muß die Klosterschule verlassen, weil seine Versuche mit Luftballons ein gefährliches Ende nehmen, muß Schneider werden und wird auf der Wanderschaft seinem alten Lebenswunsch immer wieder nahe gebracht. Fällt doch sein Wandern in eine Periode, die nicht nur die unselige Zeit der Herrschaft Napoleons in Deutschland war, sondern in der auch für die spätere große Entwicklung unsrer Technik durch den Dampf die ersten Schritte getan wurden, und alles, was er von dieser Seite des Lebens sieht, weckt den alten Flug der Phantasie wieder auf und läßt ihn dem Ziele des körperlichen Fliegens immer wieder nachstreben. Kaum ist er in Ulm Meister geworden und hat sein Auskommen gefunden, da überkommt ihn die Sehnsucht mit aller Gewalt. Er geht ans Werk, nun wirklich die Flugmaschine zu bauen. Eine glückliche Verkettung von Umständen politischer und persönlicher Art macht ihn schließlich zum Helden der Stadt, und er steht in jedem Sinne auf der Höhe seines Daseins, als er vor Mitgliedern des württembergischen Königshauses unter dem Jubel der Bevölkerung von der Adlerbastei über die Donau hin seine Flügel erproben soll. Er stürzt, entflieht, wird Soldat, kämpft tapfer im Feldzug von 1812 mit dem württembergischen Kontingent auf französischer Seite, im Befreiungskriege gegen die Franzosen. Vor Großbeeren schwer verwundet, gelangt er als ein aufgegebenner Mann in die Heimat zurück und stirbt eines friedlichen Todes.

Ich habe wenigstens einen Umriß von dem reichen Inhalt des zweibändigen Werkes geben wollen, obwohl ich mir bewußt bin, daß damit wenig genug getan ist, denn Eyth hat so unendlich viel Leben in die Erzählung dieses Schicksals hineingebracht, daß es eine vergebliche Arbeit wäre, hiervon eine Anschauung geben zu wollen. Aber alles dient der Idee des Ganzen:

nicht nur diese „Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Gebornen“ zu erzählen, sondern ohne Lehrhaftigkeit darzutun, warum Verblinger damals scheitern mußte, ein Wegbereiter einer Zukunft, die uns heute vielleicht ganz nahe ist. Das Werk ist also nach dieser Richtung hin ganz einheitlich, weniger einheitlich in seinem Stil, der sich manchmal zu stark poetischer Kraft erhebt, oft aber nur im Tone behaglichen, warmen Erzählens dahingeht — diese Teile sind nicht die schlechtesten des Romans. Sie sind es schon deshalb nicht, weil gerade in ihnen Gyth's Humor immer wieder durchkommt. Es ist der bürgerliche Humor des Realisten, wie ihn etwa Gustav Freytag hatte, und der heute durch die ganze Art unsers Lebens so sehr viel feltner geworden ist. Gyth's Buch ist noch eins von denen, in die man sich so recht einspinnen kann. Gelegentlich spannt es sehr stark, dann aber wieder geht es in ruhigem Flusse weiter, man kann es mit Muße aus der Hand legen und wird doch wieder mit Genuß und Freude danach greifen und weiter lesen. Es ist ein rechtes Hausbuch und sei besonders unsrer heranwachsenden Jugend angelegentlich empfohlen. Dies aber noch besonders aus einem Grunde: weil es ein so durch und durch vaterländisches, deutsches Buch ist. Das heißt nun freilich viel gesagt, denn was man gemeinhin als nationale Literatur und ganz besonders für unsre Jugend herausgibt, pflegt nicht nur literarisch von geringerm Werte, sondern auch leider gerade in der Betonung des nationalen Gedankens völlig verfehlt zu sein. Da wird beständig gepredigt, belehrt, phrasiert und selten genug der Versuch gemacht, das vaterländische Empfinden aus dem Erzählten selbst herausquellen zu lassen. Das aber gelingt Gyth. In seinem Buche lebt eine stille Heiligkeit vaterländischen Gefühls, nicht als angestückte Beigabe, sondern immer neu herauswachsend aus der Geschichte selbst. Das Buch ist völlig wahr, auch in der Schilderung der übeln Seiten des deutschen Volkscharakters, wie sie sich unter napoleonischer Herrschaft zeigten, und gerade wegen dieser schlichten Ehrlichkeit wirkt es in bester Art national — kurzum ein prächtiges, reifes Werk eines deutschen Mannes, der vieler Menschen Länder gesehen und das Beste davon in seine Heimat als werbenden Schatz zurückgebracht hat.

Will man nach dem behaglichen Erzähler Gyth einen Dichter nennen, der nie in allen seinen Werken läßlich war, sondern immer mit höchster Kunststrenge die Form wahrte, so braucht man nur von Württemberg über den Bodensee zu gehn, um bei Carl Spitteler Halt zu machen. Spitteler ist einer der strengsten Stilisten der ganzen deutschen Literatur und vielleicht deshalb dem größern Publikum, ja sogar engern Kreisen jahrzehntelang so wenig zugänglich gewesen. Dabei ist er meines Erachtens eine der größten Erscheinungen unsrer ganzen gegenwärtigen Dichtung und wird, wie ich glaube, mit Villenron als der hervorragendste Repräsentant des Dichtergeschlechts auf die Nachwelt kommen, das in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts geboren wurde. Er ist spröde und ist so von Kultur gesättigt, daß der ganz naive Genießer ihn vielleicht zuerst nicht einmal erträgt; wer sich aber in ihn zu vertiefen begonnen

hat, wird nicht leicht von ihm loskommen und seine ganze Größe empfinden. Es wirkt geradezu wie eine Offenbarung, daß zu einer Zeit, da etwa in Nord- und Süddeutschland der Naturalismus herrschte, Spitteler seine „Schmetterlinge“ herausgab, daß er seinen „Olympischen Frühling“ schuf, während man allenthalben in Symbolismus oder in Heimatkunst aufging. Er wußte, was um ihn geschah, aber er blieb auf seinem Wege, vornehm und unbeirrbar, und ist nun allmählich in die vorderste Reihe gekommen, in die er gehört. Sein neues Buch „Imago“ (Sena, Eugen Diederichs) ist wieder merkwürdig in seiner nahezu unbestimmbaren Art, ganz und gar geschlossen im Aufbau, und obwohl äußerlich wenig darin vorgeht, voller Spannungskraft von Anfang bis zu Ende. Die Geschichte von dem Dichter, der heimkommt, um sich an der vermeintlich treulosen Geliebten dadurch zu rächen, daß er sie zwingen will, die Augen vor ihm niederzuschlagen, wird ganz allmählich die Geschichte von dem Dichter, der aus seiner Liebesphantasie heraus in einen trivialen Roman zu geraten droht und dann im letzten Augenblick nach starker seelischer Erschütterung zu der Imago seines Innenlebens zurückkehrt. Indem ich dies schreibe, empfinde ich schon, wie wenig diese Worte zur Charakterisierung von Spittelers reiner und feiner Dichtung sagen, und daß sie eigentlich nichts sind als ein plumper Versuch, zarte Spinnweben mit Präparatorenfingern vorzunehmen. Es würde aber nur einer Analyse, die nicht viel kürzer wäre als das schmale Buch, gelingen, das Stück Leben, das sich hier ausspricht, einigermaßen wiederzugeben. Wo jedes Wort Kunst ist, wo kein Satz aus dem Stil des Ganzen herausfällt, wo das Ideal der Knappheit, das alle Kulturpoeten — ich denke zum Beispiel an Meyer — haben, unübertrefflich erreicht ist, da bleibt nichts übrig, als von dem starken Einfluß zu berichten, den ein solches Werk hinterläßt, und zu raten, der Leser möge selbst in diese Welt hineinsteigen, in der zarte und starke Kunst vereinigt blühen.

Wie ernst es Spitteler mit der Form als der durch den Inhalt gegebenen naturgemäßen Ausdrucksweise nimmt, zeigt die Vorrede zu einem andern Prosabuch von ihm: „Conrad, der Leutnant“, das nun in zweiter Auflage (in demselben Verlage) erschienen ist. Spitteler nennt es eine „Darstellung“ und sagt: „Unter »Darstellung« verstehe ich eine besondere Kunstform der Prosaerzählung mit eigentümlichem Ziel und mit besondern Stilgesetzen, welche diesem Ziel als Mittel dienen. Das Ziel heißt: denkbar innigstes Miterleben der Handlung. Die Mittel dazu lauten: Einheit der Person, Einheit der Perspektive, Stetigkeit des zeitlichen Fortschrittes. Also diejenigen Gesetze, unter welchen wir in der Wirklichkeit leben.“ Dieses Gesetz führt Spitteler wiederum in vollendeter Weise durch. Es ist deshalb um so merkwürdiger, als er nur mitteilen will, was die Hauptperson wahrnimmt, und dies so, wie es sich in ihrer Wahrnehmung spiegelt. Der Erzähler darf sich nicht gestatten, irgendeinen Zeitabschnitt als angeblich unwichtig zu überspringen. Solche Darstellung hat dann freilich nicht nur einen starken Reiz, sondern erweckt zuerst auch etwas Befremden. Denn die eben angeführten

Satzungen bringen es mit sich, daß der Ton, der auf allem liegt, vielleicht etwas zu gleichmäßig wird, und deshalb der Schluß, wenn er, wie in diesem Buche, tragisch ist, nicht die rechte Wirkung übt. Ist auch die Atmosphäre schwül, in der die paar Stunden der Geschehnisse ablaufen, so erwartet man doch nicht mit solcher Sicherheit dieses Ende, daß man nicht ein nicht voll zulässiges Spiel äußerlichen Zusammenfallens zu sehen vermeinen könnte, wo wir das Walten eines unerbittlichen Geschickes in dichterischem Schauen erwarten. Aber trotzdem kann man sich dem Zauber dieser strengen Erzählerkunst nicht entziehen, die übrigens eben bei allem Anhalt an die Wirklichkeit, bei völliger Echtheit nicht naturalistisch ist, ein neuer Beweis dafür, daß der Naturalismus nicht die einzige Form der Wiedergabe des Lebens, auch des rein äußerlichen Lebens ist, sondern immer nur eine von mehreren. Und Spittellers stilisierter Realismus, bei dem der Kenner des „Olympischen Frühlings“ immer wieder den Takt epischer Berserzählung durchfühlt, ist nicht nur heute eine der apartesten, sondern auch eine sehr starke Art solcher Wiedergabe.

Spittellers Landsmann, Ernst Zahn, ist ebenfalls ein spröder Sohn der Schweiz, wenn er auch auf ein ganz andres Blatt gehört als jener. Er kristallisiert lange nicht so stark, aber er geht auch sehr geradeaus aufs Ziel und hält sich selten bei Nebendingen auf. Man steht bei ihm zuweilen am Ende, ehe man es vermutet, und empfindet dann im Rückblick diese im künstlerischen Sinne keusche Art der Erzählung als sehr reizvoll und lebendig. So geht es auch in dem Buch „Firnwind“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), das fünf größere und kleinere Erzählungen umfaßt. Die Menschen, die zum Beispiel in der Novelle „Keine Brücke“ auftreten, spinnen alle ihre Fäden nicht zu Ende. Und doch ist es kein plötzliches, unmotiviertes Entgleiten, wenn sie ihnen am Ende aus den Fingern fallen; denn die unbetonte, aber ganz sichere und dem Leben abgelaufte Entwicklung hat sie dahin geführt. Und ebenso lebendig wirkt etwa in einer andern Geschichte des Bandes die allmähliche, innere Wandlung eines trotzigen, ganz auf sein Recht gestellten Menschen, der aus Liebe sich selbst bezwingen lernt. Es weht wirklich der Wind des Berglandes durch dieses Buch, und es bedeutet wieder einen Fortschritt in dem stetigen Aufstieg seines Verfassers.

Mit sehr viel stärkern, oft dramatisch starken Accenten schafft Zulu von Strauß und Torney. Ihre zwei Geschichten „Der Hof am Brink“, „Das Meerminneke“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.) wirken in ihrer kräftigen Manier wie alte tüchtige Holzschnitte, eckig und höchst ausdrucksvoll. Die starken Erlebnisse, die von den Gestalten dieser Dichterin in unruhvollen Zeiten durchgemacht werden, gehen voll lebendig an uns vorüber. Im Dreißigjährigen Kriege spielt die eine, in der Reformationszeit die andre. Die historische Umwelt ist in beiden ganz vorzüglich gegeben, und keinen der Charaktere empfinden wir als verzeichnet. Nur eines fehlt merkwürdigerweise diesen Geschichten: jeder weibliche Zug. Wenn nicht der Name einer Frau auf dem Titel stünde —

ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß ein Weib diese Erzählungen geschrieben hätte. Ich hätte es schon deshalb nie vermutet, weil sie, und besonders die erste, mit einer geradezu frappierenden Kälte geschrieben sind, mit einer Objektivierung, die keine unsrer weiblichen Dichterinnen in diesem Maße hat. In der zweiten Erzählung „Das Meerminneke“ bricht ab und zu ganz schwach ein wärmerer Ton hindurch, aber merkwürdig von außen her ist doch auch dies erzählt, und der hier und da aufblitzende Humor ist zu schwach, als daß er diesen Eindruck heben könnte. So bleibt das sehr starke Talent, das Gulu von Strauß hier zeigt, zunächst mehr interessant, als daß man ihm mit Herzenswärme näher kommen könnte. Aber es ist freilich ein Talent historischer Novellenkunst, wie wir es selten haben.

Das letzte Buch, auf das ich heute hinweisen will, ist ein alter Bekannter, der zum neuntenmal, und diesmal in einer billigen Volksausgabe, wiederkommt „Hans Georg Portner“, eine alte Geschichte von August Sperl (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Ich glaube kaum, daß bei den Lesern der Grenzboten dies Buch noch einer Empfehlung bedarf; es ist einer der besten geschichtlichen Romane, die wir haben, und er ist deshalb so gut, weil er nicht geschrieben ist um des historischen Kostüms oder um geschichtlicher Belehrung halber, sondern weil seinem Urheber menschliches Leid und menschliches Glück in den schwersten Zeitläuften deutscher Geschichte so zu schildern im Sinne lag, wie sein Herz im starken Nachempfinden sie ihm zeigte. Dabei spielt ein kräftiger Humor immer wieder hinein, und der Eindruck des deutschen Lebens in der Zeit der Gegenreformation ist ergreifend echt — bei stärkerer Geschlossenheit und tieferer Psychologie wirkt Sperl doch wie ein naher Verwandter von Gyth. Und wie das Werk jenes, möge auch dieses den Eltern für ihre Söhne und Töchter wieder einmal empfohlen sein. In seiner knappen Sprache und mit der Fülle seiner Menschen ist es durch seine lebhafteste Handlung fesselnd, und an keiner Stelle stört ein falscher Ton.

Wenn man in einem solchen Überblick über neuere Bücher, wie sie die Zeit einem ins Haus wirft, noch einmal still zurückdenkt, so wird das Gefühl immer wieder stark lebendig: wie farbenreich, wie vielseitig ist unsre deutsche Literatur, auch in der Gegenwart! Wie reich ist der deutsche Mensch, wie sehr bleibt es ewig wahr, daß der Individualismus die einzige Richtung ist, die den Deutschen groß macht! Und bei solcher Betrachtung gedenken wir heute noch einmal schmerzlich Adolf Sterns, der auch diesen Blättern und ihrem Verlage ein alter Freund war. Er übersah von der Warte einer reichen Erfahrung die Dichtung der Gegenwart und der Vergangenheit. Selbst ein Poet von Rang, hatte er das Talent, den verschiedensten Individualitäten gerecht zu werden. Er, der für Hebbel in einer Zeit kämpfte, wo dieser Dichter nahezu verschollen war, und der für Ludwig so viel tat wie kein anderer, hat auch Cornelius und Richard Wagner gedient und hat als ein vorurteilsloser und furchtloser Kritiker der Dichtung der Gegenwart gegenüber gestanden. Wem je das Glück zuteil

geworden ist, sich mit Adolf Stern zu unterhalten und Probleme künstlerischen Lebens mit ihm zu erörtern, der wird den Eindruck einer Natur mitgenommen haben, die das Höchste zu erfassen wußte, weil sie genug innern Gehalt hatte, um mit nach oben zu kommen. In ihm paarte sich die Besonnenheit des alles in seinen Kreis ziehenden, niemals nach Sensationen lüsternden Kritikers mit der Phantastiekraft des Dichters. Wie in den besten seiner Novellen die Handlung langsam steigt und, in bewußter Kunst erbaut, zu einem schönen Höhepunkt führt, von dem man weit sehen kann, so führte er jede literarhistorische und ästhetische Betrachtung langsam zu einem Gipfel, von dem es eine weite Umschau gab. Sein Meisterwerk, die Biographie Otto Ludwigs, hat es erst zuletzt in ihrer neuen Gestaltung bewiesen, wie sich hier dichterische Fähigkeiten mit denen des Historikers verbanden. Wenn der Stil der Mensch ist — und das ist eigentlich nur zu wahr, daß man es noch besonders aussprechen sollte —, so war Adolf Sterns ruhige, immer von einem künstlerischen Hauch übergossene Schreibart das treue Abbild seines Wesens, in dem der nachdenkliche Betrachter der Kunst immer zugleich der Dichter war. Er hat lange Jahre im Schatten gestanden; auch von denen mit Absicht verkannt, die ihm unbewußt viel zu danken hatten. Am Ende seines Lebens wurde dem Dichter und dem Historiker ein aufleuchtender Glanz neuer Anerkennung beschieden, und daß er so noch unter dem Eindruck seiner in viele Herzen eingeschriebenen Wirksamkeit hingehn durfte, macht uns das Scheiden leichter. Adolf Stern soll und wird lange nicht vergessen werden!

Heinrich Spiero



## Samar kand

Reiseerinnerungen von H. Coepfer

2



samar kand ist überreich an Baudenkmalern aus einer verfloßenen Glanzzeit. Es ist nicht nur das rein historische Interesse oder das Monumentale, das den Reisenden fesselt, sondern die wirkliche Kunst, die sich ebenso in der Gesamtanlage wie in der Durchbildung im einzelnen auch im Verfall erkennen läßt. Die unwillkürliche Frage: Geschieht denn gar nichts zur Erhaltung dieser Zeugen einer großen Vergangenheit? hat eigentlich erst im Vorjahr eine bejahende Antwort gefunden. Bisher war nur das unbefugte Sammeln und Abbröckeln der Fayenceornamente verboten. Im vorvorigen Sommer sind aber von dem russischen Komitee für die Durchforschung von Mittel- und Ostasien Expeditionen entsandt, um die Architektur und Ornamentik photographisch und in farbiger Zeichnung aufzunehmen. Die Ausbeute sollte Anfang Februar vorigen Jahres in den Sälen der Akademie der Wissenschaft ausgestellt werden und Freunde